Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe

Band: 29 (1935)

Heft: 11

Artikel: Carl Franz Bally : Gründer der Schuhfabriken in Schönenwerd [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926658

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Carl Franz Bally,

Gründer der Schuhfabriken in Schönenwerd.
(Fortsetzung.)

Ein Besuch im Weltgeschäft.

„Und so möcht ich Sie denn einladen, mit mir den Gang zu tun durch die Räume unserer Fabrik!" Papa Bally erhob sich vom Mittagstisch und lud den Gast mit einer freundlichen Handbewegung ein, ihm zu folgen. Es war ums Jahr 1890. Vom Güterbahnhof bewegten sich hochbeladene Wagen nach einem Neubau. „Das Leder aus Amerika ist angekommen!" Richtig, dort hoben kräftige Arme die ungeheuren Ballen von Leder auf kleine Wagen. Drinnen lagen sie aufgeschichtet, die Häute vieler tausend Ochsen, Kälber; ein scharfer, beizender Geruch erfüllte den Raum. Von hier ging's in die Schmiede. Schwarze Gestalten hämmerten, feilten, polierten; die Essen glühten, die Funken sprühten, das Wasser zischte: Räder, Stangen, Schrauben, Messer blitzten im Lichte der Gluten. Nebenan im Bureau beugten sich die Techniker über die Reißbretter, andere traten mit fertigen Plänen von Maschinen in die Werkstatt und gaben Anweisungen über die Ausführung. Herr Bally blieb mit seinem Gaste stehen, erklärte eine neue Fräse, mit der man im Tage viel tausend Absätze beschneiden konnte. Jeden Arbeiter kannte er, hatte für jeden ein Wort: „So, wieder gesund, Nünlist! Halt! wißt Ihr nicht, daß das Rauchen verboten ist! Für die Gesundheit sorgen!" „Fester drücken! Spielmann, am Hebel, so! Sonst wird der Rand nicht glatt!" „Halt, könnt Ihr nicht aufrecht stehen beim Polieren, richtet den Hebel etwas höher, so!"

Sie gingen an den Sohlenschneidmaschinen vorüber, Abfälle stoben heraus und wurden von einer Windrichtung in ein Rohr geblasen. Herr Bally winkte seinen Begleiter in einen andern Raum: „Hier können Sie sehen, wie diese behende Maschine in der Minute vier Knopflöcher stanzt und mit 48 Stichen ausnäht. Der Begleiter wußte nicht, wo er hinschauen sollte; überall sah er Wunder. Flinke Mädchen schoben die Schäfte unter die Nadel; fast so schnell, wie man einen Bleistiftstrich zieht, so schoß die Nadel über das Leder. Dort hämmerte es über die Sohlen, dort flogen die Nägel hinein. Am Ende kamen fertige Schuhe auf die Tische. Ein jeder wurde genau geprüft, bezeichnet, eh er in die Verpackung kam.

Dem Gaste wirbelte der Kopf, als sie wieder ins Freie traten; er legte dem Fabrikanten die Hand auf den Arm: „Ich staune über den Geist, der in diesen Räumen, in all den Maschinen schafft. Aber hören Sie! Wie soll das kommen, wenn der Mensch zuletzt selber nur noch wie eine Maschine, immer denselben Handgriff tun muß? Wird er nicht selber zur Maschine?" Papa Bally lächelte, „das hab ich längst bedacht. Aber ich will euch etwas sagen: Allerdings nimmt die Maschine dem Arbeiter die größte Anstrengung ab; allerdings wird sein Geist einseitig beschäftigt, aber dafür werden seine Kräfte für die freie Zeit nicht gänzlich aufgebraucht, wie früher. Jetzt mag er am Feierabend noch etwas Nützliches tun, was ihm Freude macht. Ja, ja, ich weiß, wir müssen sorgen, daß er nicht zur Maschine wird! Drum haben wir ja die Bibliothek, drum helfen wir dem Arbeiter, ein eigenes billiges Heim zu bauen, verschaffen ihm Pflanzland, Gärten, dann können die Mädchen unentgeltlich die Hausgeschäfte, Nähen, Kochen lernen!"

Der Gast nickte beruhiget: „Ja, ja, ich sehe, ihr denkt an alles. Wenn solche Leute ein Geschäft leiten, dann wird es einen Segen bedeuten. Wie müßte es aber werden, wenn niemand daran dächte, daß die Arbeiter bei ihrer Maschine noch Menschen blieben?"

Herr Bally beruhigte ihn: „Habt keine Sorge! die Zeit wird lehren. Schafft den Menschen erst gute Wohnungen, gesundes Essen; schafft die Armut weg; sorgt dafür, daß sie im Alter auch einen Sparpfennig haben, dann wird das andere auch kommen: Die Freude am Schönen, Großen, das wahre Menschsein!"

Und heute?

Oben auf dem Bühl, dem grünen, luftigen Hügel über dem Fabrikdorfe Schönenwerd, steht das Denkmal des Gründers der Schuhfabriken. Auf hohem Sockel erhebt sich das Brustbild, und oft, wenn die Lichter des Tages um die Wipfel der Linden spielen, ist es, als ob das eherne Angesicht lebendig würde; als ob die hohen kräftigen Brauen sich bewegten, der Mund sich öffnen wollte. Besonders an hellen Abenden, wenn die Sonne über dem Belchen steht, wenn die Fabriksirene ertönt und aus hundert Türen und Toren die Arbeiter strömen, wenn sich der große bunte Strom auf hundert Straßen und Fußwegen verzweigt, den Dörfern zu, wenn die langen Eisenbahnzüge davon fahren und tausend hei-

tere Gesichter, froh des frühen Feierabends, aus den offenen Fenstern lachen, dann geht ein Glanz über das Gesicht dort oben auf dem Bühl. „Ich sehe keinen Mangel auf den tausend Gesichtern dieser Männer, Jünglinge und Mädchen, ihre Augen leuchten Gesundheit, frohe Zuversicht.“ Aber an einem stürmischen Wintermorgen, wenn der Wind durch die Linden heult und der Regen durch die Zweige peitscht, dann verdunkeln sich die Züge des ehernen Kopfes. Doch siehe, dort leuchten ja fahrende Lichter von allen Straßen; jetzt sausen sie heran, die großen geschlossenen Kraftwagen, und vor den Arbeitstüren steigen sie trockenen Fußes aus. Aber am Mittag? Wo nehmen die Tausende ihr Essen ein? Unter Hausdächern, am Wegbord, auf der neuen Brücke? Nein! Dort strömen sie in hohe, warme Hallen; die Tische sind gedeckt, keiner muß darben oder frieren. Hört, tönt nicht Musik? Wahrhaftig, ein Konzert! die Wellen tragen die Melodie, das erheiternde Wort der Poesie, in die Eßräume. Tausend Ohren lauschen, Augen glänzen, vergessen die Einförmigkeit der Arbeit an der Maschine. Dort ist einer und wieder einer, der hat sich ein Buch geholt aus der offenen Bücherei; ein anderer sinnt und zeichnet still für sich: Ein Preis ist ausgesetzt für eine Verbesserung an seiner Maschine. An den Wänden des Eßsaales hangen Bilder, ein Auge freut sich an den Farben, an Bach und Flur und Berg, Sehnsucht steigt auf; am Sonntag darf ich hinaus, mich freuen an der Heimat.

Aber nicht immer ist der alte Herr dort oben auf dem Bühl allein. Nicht selten zur schönen Mittagszeit, da ruhen sie aus unter den Linden auf den Bänken und vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen, bis unten die Sirene pfeift. Was muß er nicht alles hören, der alte Herr auf seinem Sockel! Oft faltet er die Stirne, wenn die jungen Burschen, die Zigarette schräg im Munde, sich ereifern über die Rennfahrten des Sonntags oder wenn unter dem grünen Blätterdach das Gespräch vom gestrigen Faßmatsch nicht enden will. Ja, ist's nicht, als ob der alte Papa ein wenig bekümmert herabblickte auf die Jungmannschaft? „Ist das ihr Höchstes für den Feierabend, für den Sonntag?“ Oder wenn die Mädchen auch gar nichts anderes wissen, als vom neuesten Haarschnitt oder dem rassigsten Schlager zu reden? Aber ein anderes Mal wieder heitert sich die Stirne des Alten: Sie haben gestern eine schöne Bergfahrt gemacht, ihre Augen glänzen noch von den Bildern, die sie aufgenommen: sie sprechen von einem Konzert, von einer Theateraufführung, wobei sie beteiliget sind; sie reden von der Fortbildungsschule; der Lehrer hat ihnen erzählt von den Rohstoffen, die sie in der Fabrik verarbeiten, von den Ländern, die ihre Schuhe abnehmen, und ehe sie sich's versehen, ist über ihrem Gespräch die Mittagspause vorübergegangen; die Sirene ruft, sie erheben sich und eilen hinab, den Toren zu. Ist's nicht, als ob das eherne Gesicht lebendig geworden wäre, als ob es lächelte, als ob es sagen wollte: „Nein doch, was ich einst geträumt im Leben, ist nicht bloßer Schaum. Der Mensch bleibt nicht bloß Maschine bei der Maschine; der Geist bleibt lebendig, er muß nur geweckt werden zu höhern schönern Dingen, zu den Dingen, die den wahren Menschen machen. „Fortbildungsschüler.“

Zur Unterhaltung

Von einer Heilkräutersammlerin.

Im Jahre 1502 wurde dem Junker Hans von Roll in Solothurn ein Kind geboren, das man Barbara taufte. Diese Barbara wuchs sich zu einem gar schönen und frommen Fräulein aus, das eine ganz besondere Freude an der Natur, der Landschaft und vorab an allem Pflanztum hatte, das Berg und Tal hervorbringt. Und da dieses Fräulein von Roll viele Kenntnisse gewonnen hatte, so widmete sie sich aus allen ihren Kräften mit hellem Kopf der Erforschung der Blumen, Kräuter und Pflanzen aller Art, um deren Heilkräfte herauszufinden. Man wußte ja schon in grauer Heidenzeit, daß der Schöpfer gar viele Blumen, Kräuter, ja auch dies und das, was man leicht für Unkraut nimmt, mit einem Heilmittel gesegnet hatte, mit „heile, heile, Säge!“ für Menschen und Tiere.

Als Barbara später ihren Mann verlor, widmete sie sich ganz ihrer Pflanzenforschung. Sie wanderte allzeit sommerlang durch Wald, Weid und Feld nach Kräutern. So wurde ihre Wohnung eine Apotheke, in der sie aus Pflanzen Arznei bereitete, die sie allen Leuten gab, ohne Entgeld. „Was ich umsonst empfangen habe,“ sagte sie, „gebe ich auch umsonst weg. Habt ihr mir etwas zugedacht, so gebt's den